

Für unsere Kinder

Nr. 11 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Freiheit. Von Robert Prutz. (Gedicht.) — Der neue Paris. Knabenmärchen von Wolfgang Goethe. (Schluß.) — Pferd. Von Paul Friedrich. (Gedicht.) — Unter den Indianern des Gran Chaco. — Walfischjagd. Von J. C. Sörensen. (Fortsetzung.) — Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen. Von Friedrich Rückert. (Gedicht.)

Freiheit.

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen,
Sie wird von außen nicht erstrebt,
Wenn nicht zuerst sie selbst tief innen
Im eignen Busen dich belebt.
Willst du den Kampf, den großen, wagen,
So seh' zuerst dich selber ein:
Wer fremde Fesseln will zerschlagen,
Darf nicht sein eigner Sklave sein.

Robert Prutz.

○ ○ ○

Der neue Paris.

Knabenmärchen von Wolfgang Goethe.

(Schluß.)

Alerte brachte darauf einige Kisten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk übereinandergeschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hätte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den anderen auf. „Wir wollen auf die goldene Brücke gehen,“ sagte sie, „dort spielt sich's am besten mit Soldaten; die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegeneinander zu stellen hat.“ — Nun waren wir auf dem goldenen schwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem ich niederkniete, meine Linien aufzustellen. Es war alles Reiterei, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen, ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche griechische Reiterei. Die Heere standen gegeneinander, und man konnte nichts Schöneres sehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter wie die unserigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich und auf das feinste gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie

sie das Gleichgewicht hielten; denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere Heerhaufen beschaut, als sie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geschütz in unseren Kästen gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner und wohlpolierter Achattugeln. Mit diesen sollten wir aus einer gewissen Entfernung gegeneinander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker gemorfen werde als nötig sei, die Figuren unzustürzen, denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte sie zu unser beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch besser zielte als sie und zuletzt den Sieg, der von der Überzahl der Stehengebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen nieder, und je mehr ich protestierte, desto eifriger warf sie. Das verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches tun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, sondern warf im Anmut viel heftiger, da es denn nicht lang wahrte, als ein paar ihrer kleinen Zentauren in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich, aber ich stand versteinert, als die zerbrochenen Figürchen sich von selbst wieder zusammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldenen Brücke unter die Linden setzten und in Karriere hin und wieder rennend sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr geworden, als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unersehlichen Verlust zugefügt, der weit größer sei, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon erboßt war, freute mich, ihr etwas zuleide zu tun, und warf noch ein paar mir übrig gebliebene Achattugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Königin, die bisher bei unserem regelmäßigen Spiel ausgenommen gewesen. Sie sprang in Stücke, und ihre nächsten Adjutanten wurden auch zerschmet-

tert; aber schnell stellten sie sich wieder her und nahmen Reißaus wie die ersten, galoppierten sehr lustig unter den Linden herum und verloren sich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin schalt und schimpfte; ich aber nun einmal im Gange bückte mich, einige Achttugeln aufzuheben, welche an den goldenen Spießen herumrollten. Mein ergrimmtster Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen, nicht faul, sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summt. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte sie bei den Ohren und küßte sie zu wiederholten Malen. Sie aber tat einen solchen durchdringenden Schrei, der mich selbst erschreckte. Ich ließ sie fahren, und das war mein Glück: denn in dem Augenblick wußte ich nicht, wie mir geschah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu rasseln; ich merkte geschwind, daß sich die Gitter wieder in Bewegung setzten — allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß fassen, um zu fliehen. Ich fürchtete, jeden Augenblick gespießt zu werden; denn die Partisanen und Ganzen, die sich aufrichteten, zerschlugen mir schon die Kleider — genug, ich weiß nicht, wie mir geschah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung von meinem Schrecken am Fuße einer Linde, wider die mich das auffschnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die sich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der anderen Seite etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen sein. Daher sprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebst seinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herübergeschleift hatte, zerstreut sah, ergriff ich den Helden zuerst und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherstellung und seine Flucht gestieten mir nun doppelt, weil sich die Schadenfreude zu dem artigsten Anblick von der Welt gesellte, und ich war im Begriff, die sämtlichen Griechen ihm nachzuschicken, als auf einmal zischende Wasser von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorsprühten, und wo ich mich hinwendete, kreuzweis auf mich lospeitschten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerschligt war es schon, und ich säumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir und

so eine Hülle nach der andern, ja, ich fand es endlich bei dem warmen Tage sehr angenehm, ein solches Strahlbad über mich ergehen zu lassen. Ganz nacht schritt ich nun gravitätisch zwischen diesen willkommenen Gewässern einher und dachte mich lange so wohl befinden zu können. Mein Zorn verköhlte sich, und ich wünschte nichts mehr als eine Verzeihung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch im Nu schnappten die Wasser ab, und ich stand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermutet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünscht, mich wo nicht zu verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Froschauer, das Bestreben, mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen. Der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größten Vorwürfe zu machen: „Was hindert mich,“ rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie wo nicht Eurem Hals, doch Eurem Rücken anmesse!“ Diese Drohung nahm ich höchst übel. „Gütet Euch,“ rief ich aus, „vor solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken: denn sonst seid Ihr und Eure Gebieterinnen verloren!“ — „Wer bist denn du,“ fragte er trübsig, „daß du so reden darfst?“ — „Ein Liebling der Götter,“ sagte ich, „von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberkloster verschmachten und veralten lassen.“ — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?“ fragte er erstaunt und bedenklich. — „Drei Äpfel,“ sagte ich, „drei Juwelen.“ — „Und was verlangst du zum Lohne?“ rief er aus. — „Vor allen Dingen das kleine Geschöpf,“ versetzte ich, „das mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat.“ — Der Alte warf sich vor mir nieder, ohne sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen. Dann stand er auf, ohne benezt zu sein, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen kleinen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonntäglich geputzt und frisirt wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter, aber ehe er mich über die Schwelle entließ, hielt er mich an und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl; er wollte nämlich, das ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pförtchen desto ge-

wisser wiederzufinden, welches sich unversehens hinter mir schloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Über eine hohe Mauer ragten die Äste uralter Nußbäume herüber und bedeckten zum Teil das Gefims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen von Schale zu Schale Wasser in ein großes Becken goß, das wieder einen kleinen Teich bildete und sich in die Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume, alles stand senkrecht übereinander; ich wollte es malen, wie ich es gesehen hatte.

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manche folgenden Tage zubachte und wie oft ich mir diese Geschichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur schlimmen Mauer. Allein zu meinem größten Erstaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber sie standen nicht unmittelbar nebeneinander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung und mit einer leserlichen Inschrift. Eine Nische mit einem Brunnen fand sich weiter links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist, so daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer sei so gut als das erste ein Traum gewesen: denn von dem Pfortchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das einzige, was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drei Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen; denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrücken und daß Tafel und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich, wenn alles wieder zusammentritt, wird auch die Pforte von neuem sichtbar sein, und ich werde mein möglichstes tun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was mir weiter begegnet, oder ob es mir verboten wird, weiß ich nicht zu sagen. — —

o o o

Pferde.

Dreihundert Pferde, je drei und drei,
Zogen heut an mir vorbei.
Zur Musterung trappelten Rosß um Rosß,
Ein unabsehbarer, brauner Troß.

Sie trabten vorwärts, geduldig, stumm;
Nicht ahnend wohin, nicht ahnend warum.
Sie träumten von Krippe, Hafer und Stall,
Von Wagenrollen und Peitschenknall.
Und wußten nicht, daß sie auserkoren
Zu schäumendem Ritt, in den Weichen die Sporen,
Mit kochenden Küstern in fliegendem Jagen
Reiter in Grauen und Tod zu tragen.
Mit flatternden Mähnen, von Angst getrieben,
Über die rauchende Walfstatt zu stieben,
Um schmerzzerziffen mit triefenden Lenden
Im Staub sich wälzend im Starrkrampf zu enden,
Noch atmend, das Ohr und das Hirn durchgestelt
Vom Dröhnen, Heulen und Donnern der Welt.
So ziehen sie hin, in langsamem Trab,
In Jammer, in Hölle, in gähnendes Grab,
Geweiht gleich der Gladiatoren Schar,
Die sterbend sich brachte dem Cäsar dar,
So schreiten sie in ihr Schicksal stumm,
Nicht ahnend, wofür, wozu und warum.
Doch tief mir im Herzen haftet dies Bild
So friedlich, so groß und so schreckenswild.
Und nachts im Traume steigen sie auf
Aus ihren Gräbern in ruhlosem Lauf
Die Pferdekadaver, Skelett bei Skelett,
Und drängen sich eng auf der Schädelstatt',
Geipenstisch wiehernd, zu drei und drei,
Zieh mir die toten Rosse vorbei.

Paul Friedrich (im „Tag“).

o o o

Unter den Indianern des Gran Chaco.*

Im Jahre 1908 begab sich ein junger Schwede namens Erland von Nordenfjöld, der Sohn des Entdeckers der Nordostpassage, nach Buenos Aires, der Hauptstadt der Bundesrepublik Argentinien und der größten Stadt Südamerikas, die am Südufer des Rio de la Plata liegt und 1½ Millionen Einwohner zählt. Von hier reiste er, soweit die Eisenbahn führte, nach Nordwesten und traf bereits an ihrem Endpunkt mit Indianern von der großen Ebene des Gran Chaco im Osten der Andenkette zusammen. Die ehemals freien Söhne der Wildnis sah er hier als Sklaven der Weißen schwere Arbeit in deren Zuckersabriken verrichten, ein trauriges Los, das sie körperlich und geistig ruiniert.

Dann bahnte sich der schwedische Forscher durch den Urwald einen Weg zu den freien

* Aus Sven Hedin, Von Pol zu Pol. (Letzte Folge.) Durch Amerika zum Südpol. Leipzig, F. A. Brockhaus 1912.

Räumen hinauf, wo der mit Schnee bedeckte Scheitel des Calilequaberges hoch über den düstern Schlupfwinkeln der Wälder, über den Zuckerfabriken und Sägewerken und dem ganzen Leben und Treiben der Menschen drunten in der Tiefe emporragt. In diesen Regionen herrscht noch die Erdgöttin Pachamama, der die Indianer dieses Gebirgsstocdes, die nur dem Namen nach Christen sind, Opfer darbringen. Wenn sie längs der Abhänge hinwandern und die Pässe überschreiten, versäumen sie nicht, einen am Wege aufgefundenen Stein als Opfergabe auf die Steinpyramide zu legen, die sich auf der Pafschnelle erhebt, damit sie auf der Wanderung nicht ermüden.

Die Indianer dieser Gegend haufen in kleinen viereckigen Hütten, die aus Stein oder an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut und mit Gras gedeckt sind. Zum Schutz gegen den Blitz krönt ein Kreuz den Dachstuhl. Gegen andere Gefahren und Leiden aber weiß der Medizinnmann den besten Rat. Weinschmerzen heilt er mit dem Fett des Tapirs, des Bären oder des Jaguars, der ein verwandelter Mensch sein soll. Bei Erdbeben pilgert man nach den Begräbnisplätzen, um dort zu beten, und bei Hagelschlag verbrennt man Palmblätter, die in Kreuzform hingelegt werden.

Dann ritt Nordenskiöld nordwärts nach dem Pilcomayo, einem großen Fluß, der aus dem östlichen Teil der Anden austritt und seine Schlammassen durch die Ebenen des Gran Chaco wälzt. Während der trockenen Jahreszeit wirbelt der Sturm diesen Schlamm in undurchdringlichen Wolken umher, und wenn die Indianer das Prärie gras in Brand stecken, um den leckeren Feldmäusen beizukommen, verursacht die weiterfressende Flamme oft vernichtende Brände in den Dichtichten, Palmehainen und üppigen Wäldern. Die Regenzeit beginnt im November oder Dezember und dauert bis zum April oder Mai. Während eines großen Teils des Jahres leben die Indianer fast ausschließlich von Fischen, die der Fluß in reicher Menge bietet.

Selten ist ein weißer Mann so tief in das Leben und innerste Wesen eines Naturvolkes eingedrungen, wie Erland von Nordenskiöld. Er behandelte die Indianer nicht als tiefstehende Geschöpfe, sondern als gleichgestellte, und verkehrte mit ihnen wie mit seinesgleichen. Dadurch erwarb er sich bei diesen wilden Stämmen ein unbegrenztes Vertrauen und war stets ein gern gesehener Gast. Wenn das junge Volk an den Ufern des Flusses um die Lager-

feuer tanzte, nahm er an ihren Belustigungen teil, und wie der Indianer schmückte er seine Stirnbinde mit bunten Federn, trug er einen grobgewebten Schurz um die Hüften, bemalte sich sein Gesicht, ließ sich seinen Arm von einer in dieser Kunst bewanderten alten Indianerin tätowieren und tauschte den Sagen und Kriegsliedern der Eingeborenen, wenn sie vor ihren Hütten friedlich beisammen saßen und die Bierkalebassen die Kunde machten. Er sprach ihre Sprache, aß ihre Speise und trank aus ihren Bechern. Er war gleichsam ein weißer Indianer geworden. Wenn die Rothäute am Fluß die Fische in ihre Netze lockten und scheuchten, ging er mit. Wenn sie im Waldesdickicht Wildschweine mit Hunden und Keulen jagten oder wenn sie die Vögel des Waldes mit abgestumpften Pfeilen flügel- lahm schossen, war er dabei, und wenn nach beendeter Tagesarbeit die Tabakspfeife von Mund zu Mund ging, saß er mit in der Reihe und wartete, bis die gemeinsame Pfeife auch an ihn kam, um einige Züge daraus zu tun.

Nur auf dem Kriegspfad folgte er ihnen nicht. Wenn einer der Indianerstämme zum Kriegszug gegen Nachbarn aufbrach und ihn zu überreden suchte, sich anzuschließen, erklärte er ihnen, daß der weiße Mann nicht das Recht habe, die Indianer mit seinen überlegenen Feuerwaffen wie Vögel niederzuknallen. Man versprach ihm Pferde, Gefangene und Skalpe bei Verteilung der Beute und konnte nicht begreifen, daß ihn das gar nicht lockte! Und oft versuchte er, sie von ihren kriegerischen Plänen zurückzuhalten, denn ihn dauerte die zwecklose Aufopferung. Auf dem Kriegspfad verbindet die Indianer kein starkes Zusammenhalten, und kein großer, mächtiger Häuptling vermag es, die Führung eines ganzen Stammes zu übernehmen und zu behaupten. Jedes Dorf zieht für sich in den Krieg, und von Ordnung ist keine Rede.

Manche Bräuche und Sitten der Indianer sind nach unseren Begriffen barbarisch, nach ihrer Anschauung aber durchaus natürlich. Wenn der Mutter ihr neugeborenes Kind zur Last wird, tötet sie es ohne weiteres. Der Sohn tötet seinen alten Vater oder seine blinde Mutter, wenn sie sich nicht länger selbst ernähren können, und niemand sieht darin etwas Unrechtes. Ja, er geht selbst so weit, sie lebendig zu verbrennen, wenn er glaubt, daß sie mit Hexen und bösen Geistern in Verbindung stehen! Die Toten werden in große Urnen ge-

legt und unter den Hütten der Lebenden eingegraben.

Einmal ritt Nordenstiöld mit einigen seiner Leute und einem Führer in den nördlichen Chaco und tief in die Wildnis hinaus. Da stieß er auf einen kriegerischen Stamm mit einem bössartigen Häuptling, und in dem Dichticht des Waldes lagen dessen Krieger mit Bogen und Keulen auf der Lauer. Nordenstiöld ritt dennoch geradenwegs in das Dorf des Häuptlings hinein. Erzürnt trat ihm dieser mit dem Streitkolben in der Hand entgegen. Als ihm Nordenstiöld aber ein Messer schenkte, schien er besänftigt zu sein und legte seine Waffen nieder. Durch die Drohungen des Häuptlings eingeschüchtert, führte der Dolmetscher aber die Schar in verkehrter Richtung aus dem Dorf hinaus, und als es Abend wurde, mußte man wieder in einem Indianerlager Raft machen.

Während der Nacht erwachte der Dolmetscher durch ein schrilles Signal vom Walde her und bemerkte, wie sich einer der Indianer leise erhob, fortlich und bald darauf mit einer Schar Bewaffneter zurückkehrte, die sich flüsternd unterhielten. Einer der Angekommenen fragte, warum die Indianer des Lagers nicht die Reisenden getödet hätten, um in den Besitz der Feuerwaffen des Fremden zu kommen und blonde Skalpe zum Schmuck ihrer Hütten bei Festen und Schmausereien zu gewinnen. Als nun der Dolmetscher Lärm machte, verschwanden die Aufheber wieder im Walde.

Bis in das Herz Bolivias hinein dehnte Nordenstiöld seine Reisen aus und besuchte die letzten Überreste der einst so volkreichen Stämme, die auf den Anden in den Nebenflüssen des Madeira Fischfang treiben. Aus Fikusrinde klopfen sie sich ihre Kleiderstoffe zurecht und schnitzen sich ihre Pfeile aus dem schönen, sauberen Faselgras. An den Ufern des Sara wohnen sie in viereckigen Hütten, deren Wände aus Bambusrohr und Lehm bestehen und deren Dächer Palmblätter bilden. Der Feuerherd steht in einem besonderen Nischen-schuppen. Kreuze und Heiligenbilder verraten, daß sie wenigstens dem Namen nach Christen sind. Aber in der Tiefe ihrer Seele sind sie noch völlig Heiden, und noch heute tanzen sie, in seltsamen Larven und Straußenfedergewänder gehüllt, heidnische Tänze um ihre Lagerfeuer. Nachts schlafen sie auf Palmblättermatten: als Kopfstützen dient ein Holz-kloz. Auch sie sind Sklaven der Weißen geworden; der Branntwein ist ihr Unglück und hat sie in Schulden gestürzt, und ihre herz-

losen Gebieter zwingen sie, auf den Plantagen und in den Gummiwäldern ihre Trinkschulden abzarbeiten.

Mit Indianern als Führer und mit Paddelruderern besuhr Nordenstiöld zu Boot den Rio Grande, einen Nebenfluß des Rio Mamoré, der wieder ein Nebenfluß des Madeira, eines Nebenflusses des Amazonenstroms ist. Während sein Kanu am Saum des Urwalds entlang glitt, sahen die Eingeborenen mit rotbemalten Gesichtern und in Hemden aus geklopftem Bast regungslos am Ufer, aufmerksam auf jeden Laut achtend. Sie merken es, wenn der kleinste Fisch im Wasser plätschert, sie erkennen jeden aus dem Wald dringenden Ton und ahmen das Geschrei und das schnarrende Lachen der Affen täuschend nach. Oft landete Nordenstiöld mit seinen Begleitern und ging in eines der in den Urwald eingebetteten Dörfern hinauf, die von Bananenpflanzungen, Ananasbeeten und Gemüsegeldern umgeben sind. Hier spielen die Kinder mit gefangenen Affen, Beutelratten und Vögeln. Auf Wandbrettern in den Hütten liegen Pfeile, Boote und Ruder; Wertsachen verwahrt man in geflochtenen Körben. Stirbt ein Mitglied der Familie, so ziehen die Überlebenden fort, um dem übelwollenden Geist des Toten zu entfliehen. Eine Fülle prächtiger Vögel lebt im Walde und auf den morastigen Ebenen jener Gegend, schwarze Störche, Wildenten, Ibisse, Flamingos und Watvögel.

Auf der Suche nach Chacobo-Indianern gelangte Nordenstiöld einst mit seinen Ochsenwagen an einen hochangewollenen Fluß, der mit den Wagen nicht zu passieren war. Man brachte also das notwendigste Gepäck in einem Boot unter und schwamm hinüber. Als Nordenstiöld mit seinen Begleitern mitten im Fluß war, tauchte plötzlich ein Alligator unter ihnen auf. Lautes Geschrei vertrieb ihn. Dann ging es vom anderen Ufer aus zu Fuß weiter. Oft war der Wald überschwemmt, und man mußte von Baum zu Baum klettern oder durch den überschwemmten Wald rudern und sich mit Waldmesser und Beil einen Weg bahnen. Endlich erreichte man wieder trockenen Boden. Frische Fährten verrieten die Nähe von Indianern, und bald saß Nordenstiöld in einem Chacobo-Dorfe.

Erstaunt und verbrießlich über den plötzlichen Besuch, begannen die Indianer den Fremdling mit ihren Pfeilen zu ängstigen, damit er sich aus dem Staube mache. Als er sich aber dadurch nicht aus seiner Ruhe bringen

ließ, wies man ihm und seinen Begleitern eine Wohnstätte in dem geräumigen Trinkhaus an. In der Mitte dieses Hauses steht ein gewaltiges Tongefäß; es enthält eine Art Bier, das aus den Wurzelknollen der Maniokstaude gebraut wird. Um dieses Gefäß herum tanzen die Indianer zu den Tönen der Flöte, und draußen sitzen die Weiber auf der Erde und schauen zu, wie sich die Männer unterhalten. Nachbarn mit Bogen und Pfeilen in der Hand kommen auf Besuch, sie trinken von dem ihnen vorgesezten Maniokbier bis zu widerwärtiger Unmäßigkeit. Auch sie bleiben die Nacht über da und binden ihre Hängematten im Trinkhaus an. Unter den Matten lassen sie kleine Feuer brennen, um die Mücken und die Nachtkäfte der Tropen fernzuhalten.

Wunderbar und geheimnisvoll ist so eine Nacht in einem Indianerhaus. In dem flackernden, matten Schein der Feuer heben sich Bogen, Pfeile und Verzierungen tiefschwarz gegen das Dach ab. Alles ringsum ist fein und sauber und gut gehalten. Einige der kupferbraunen Gäste führen im Flüsterton noch eine Unterhaltung über Kriegstaten und Jagdabenteuer, und von draußen, aus der nächtlichen Wildnis, dringen rätselhafte Laute herein.

Die großen Anpflanzungen um die Hütten herum sind die hauptsächlichsten Einnahmequellen der Chacobo-Indianer. Sie bauen Maniok, Bananen und Reis und bewahren die Ernte in Scheuern auf, die auf Pfählen ruhen. Die fremden Reisenden wurden mit Maiskolben, gerösteten Maniokknollen, Maniokmehl und gekochten Fischen bewirtet.

Die Männer sind stärker auf Puz erpicht als die Weiber. Sie bemalen sich das Gesicht rot und die Arme lila. Durch die Nasenscheidewand bohren sie ein Loch und stecken rote Tufanfiedern als Zierat hindurch. In den Ohrläppchen tragen sie die Vorderzähne des Wasserschweins und um den Oberarm eine Boa aus Daunen und Papageienfedern. Das ungeflochtene Haar hängt bei Weibern und Männern lang herab, und den Leib reiben sie mit Vanille ein, um angenehm zu duften. Bei festlichen Gelegenheiten behängen sie sich mit allen ihren Schmucksachen, stecken rote, blaue und brandgelbe Papageien- und Tufanfiedern ins Haar und binden sich eine hübsche, aus anderthalb Tausend Affenzähnen bestehende Kette um den Hals. Da man hierzu nur Schneidezähne benutzt, muß der Indianer mit seinen kunstlosen Pfeilen gegen zweihundert Affen erlegen, ehe sein Halschmuck fertig ist.

Walischjagd.

Von J. C. Sörensen. (Fortsetzung.)

Der Walisch ging draußen in der Oberfläche des Wassers vorwärts, so weit die Leine reichte, und blies. Er hatte bei der Fahrt in die Tiefe den Atem verloren und schwamm nun und sammelte Kräfte und blies Blutwolke auf Blutwolke über das Meer empor. Er bewegte sich im Wasser vorwärts wie jeder andere Wal, vielleicht ein wenig schwerfälliger.

Der Schütze hatte einige Ordern heruntergerufen, und die Maschine war für das Nachspiel instand gesetzt worden. Dann hatte der Wal die Leine straff gezerzt und begann zu ziehen.

Das Boot bekam einen Ruck, und die Leine wurde über Deek gespannt. Der Steven beugte sich zum Wasser hinab, als ob das Schiff sich vor seinem Gegner draußen verneigte. Dann begann die Jagd über das Meer. Einen Augenblick dauerte es, ehe das Boot richtig in Gang kam. Dann schoß es vorwärts, als würde es von einem Schleppboot geschleppt.

Der Schütze rief eine Order in den Maschinerraum hinab, und das Boot begann langsam rückwärts zu gehen. Die Stempel begannen zu arbeiten. Die Schraube plattichte herum. Das Boot setzte sich mit dem Achterende tiefer ins Wasser und erhob den Steven. Es wehrte sich, aber das half nichts. Es ging immer heftiger vorwärts.

Der Wal arbeitet draußen. Er ist ständig turzattmig und pustet klagend, daß es weit über das Wasser lönt. Er erhebt sich höher als zuvor und rollt vornüber.

Der Schütze verfolgt oben vom Turm aus aufmerksam jede seiner Bewegungen. Das Tier wendet ihnen den Rücken zu. Sein großer Körper schneidet sich bei jeder Vorwärtsbewegung wie eine breite, stumpfe Eiche hoch aus dem Meere heraus. Ganz deutlich zeigt es die fürchterliche Wunde in der Seite, aus der die Troste herabhängt. Nicht das kleinste Stückchen ist von der Harpune zu sehen, sie ist vollständig im Körper des Tieres verborgen.

„Vollkraft back!“ kommandiert der Schütze, als er gesehen hat, wie gut die Harpune sitzt. Die Maschine verdoppelt ihre Arbeit. Der Stempelschlag wird klar und scharf, er lönt wie schwerer, tattfester Hammerschlag von dort unten herauf.

Die Schraube wirbelt mit verdoppelter Eile herum, versucht zähneknirschend sich im Meere festzubeißen, sich herunterzuwirbeln. Das Boot setzt sich schwer in die See, der Steven hebt

sich ein bißchen. Aber das nützt alles miteinander nichts. Der Koloss draußen setzt nur um so mehr Kraft ein, und seine Bewegungen verstärken sich gleichmäßig und sicher.

Die Maschine arbeitet, pustet und stöhnt, die Schraube wirbelt hinter dem Schiffe in ohnmächtiger Raserei herum. Der Schiffskörper knirscht und kracht, als sollte er in der Mitte auseinandergerissen werden. Die Leine steht stramm gespannt über dem Borderteil und schräg im Wasser hinab.

Das Wasser schäumt vor dem Bug und wirbelt an den Bootswänden entlang. Der Walfisch draußen ist offenbar im Begriff, zu Kräften zu kommen, er bläht seltener als vorher und nicht so stöhnend. Die Atemsäulen sind nicht so blutig wie zuvor. Er hat seinen Gegner entdeckt und ist entschlossen zu kämpfen. Er schießt nun vorwärts und hinterläßt ein breites Kielwasser, rotgefärbt von dem Blut, das aus seiner Wunde strömt.

Er begreift nicht, daß jeder einzige Schlag seines Schwanzes verlorene Mühe ist. Er preßt sich so hoch wie möglich, spannt die Muskeln seines Körpers und geht über das Meer vorwärts, blind und gewaltfam. Das Boot schleppt ihm mit guter Geschwindigkeit nach, während die Schraube im Wasser herum mahlt wie ein wütender kleiner Rötter, der über einen Bürgersteig hingezerrt wird. So verstreicht eine Stunde und noch eine Stunde.

Dies ist unbegreiflich und kolossal. Ja, es ist gar nicht zu verstehen, eine solche Riesenkraft in einem zu Tode verwundeten Tier.

Dies ist kein Kampf, es ist Muehelnord. Hätte das Tier draußen außer seiner Kraft ein bißchen Intelligenz, dann hätte es das Boot hier schon längst zu Splintern und Eisenpänen zerdrückt. Aber es kennt seine eigene Kraft nicht und weiß nicht, wie man kämpft, deshalb jagt es über das Meer vorwärts wie ein scheuer Hirsch.

Wie muß die Harpune nicht in seinen Eingeweiden nagen, die von der zersprengten Granate zersplittert sind.

Der Walfisch bläht nun völlig rein. Die Blutung in seiner Lunge hat aufgehört. Er ist jetzt auf der Höhe seiner Kraft. Das Wasser um das Boot ist von seinem Blut gefärbt.

Es steht einfach gar nicht in der Macht eines Menschen, sich die Kraftentfaltung vorzustellen, die dazu gehört, einen Dampfer von zwanzig Tonnen Gehalt, der in den eigenen Eingeweiden Unter geworfen hat, zwei Stunden durch das Meer vorwärts zu schleppen,

mit einer Geschwindigkeit von mehreren Meilen in der Stunde, trotz einer Dampfmaschine, die ununterbrochen mit zweihundert Pferdekraften zurückgeht, und trotz eines Blutverlustes von mehreren Tonnen.

Geradezu lächerlich ist es, ein gut ausgerüstetes Stahlschiff von einem einzelnen Tier über das Meer gefahren zu sehen. Die mächtigen, dröhnenden Atemzüge draußen können überlegen-prachtvoll, wie ein Hohn auf die eiligen Schläge der Maschine und den Wirbel der Schraube.

Es ist die höchste Kraftentfaltung des Lebens, die gegen Menschenlugheit und Menschen-schlaueheit von Jahrtausenden kämpft. Es ist Fleisch und Blut im Kampf gegen Stahl.

Zwei Stunden dauerte der Kampf, und solange er wahrte, mochte niemand an Bord richtig den Mund aufstun.

Ständig hämmern die Stempel, ständig mahlt die Schraube. Die Dsentüren werden auf- und zugeschlagen. Der Scheiterhaufen wird erneuert, die Kessel werden gefüllt. Doch wer ersetzt das Blut, das da draußen aus der Wunde lief, wer ersetzt die zermarterten Nerven?

Aber das Boot ist Stahl und nur Stahl. Es hat weder Herz noch Nerven, es atmet Kohlen und hat kein Blut, es hat kein Gefühl, es kennt keine Müdigkeit, keine Angst, keinen Schmerz, keine Rut. Es mahlt nur mit der Schraube herum, mahlt und mahlt. Es sitzt aufrecht in der See und mahlt, und es kann acht Tage lang so sitzen und mahlen. Dieses kleine verdammte Stahlgeschöpf, das seine eiserne Klaue in das Tier draußen geschlagen hat, kann nicht aufgeben und kann nicht müde werden. Es muß siegen in diesem Kampf, der kein Kampf ist.

Und der Sieg kommt, langsam und sicher. Der Wal arbeitet schwer und gewaltfam. Die Hälfte des großen Riesentkörpers wälzt sich über das Meer empor, jedesmal wenn er anzieht und vorwärts geht. Ständig schäumt das Blut aus der fürchterlichen Wunde, welche die Harpune in die Seite des Tieres gerissen hat. Die enorme Arbeit und der Blutverlust ermüden es. Es taumelt draußen, schwankt. Die Bewegungen werden langsamer, hören auf. Das Boot hält sich nun auf demselben Fleck. Das große Tier wälzt sich hilflos in der Meeresfläche. Noch zieht es, aber in schwachen, kurzen, zwecklosen Stößen.

Der Stahl der Maschine schlägt scharf und taktfest dort unten, hart und klangvoll wie zuvor. Es ist ein Stahlherz, das leidenschaftslos und unbarmherzig schlägt.

Das Mahlen der Schraube wird ruhig und sicher, man hört, daß sie im Begriff ist, sich festzubeißen. Der Wal draußen stöhnt und pustet wie ein undichter Blasebalg. Jetzt schleudert er aus dem Blasloch nicht allein Luft empor, sondern die Körperwärme selbst, die er in seiner Not und seinem Glend von sich gibt. Er taumelt in der Oberfläche umher, wild und eingeschüchtert, bald nach rechts und bald nach links. Aber er kommt nicht vorwärts, er wirft sich fast aus dem Wasser heraus und torfelt wie ein betrunkenener Mann. Das hilft alles miteinander nichts. Das Meer ist ihm verschlossen, wohin er sich auch wendet; das kleine unbarmherzige Stahltier hat sich mit seiner wirbelnden Eisenschraube im Meere festgebohrt, die Leine gibt nach, der Walfisch wälzt sich draußen, schwindelig vom Blutverlust, zischend vor Atemnot, gequält von Schmerzen.

Das Boot hat gesiegt, die kleine unermüdete Eisenschraube hat gesiegt, langsam schraubt sich das Boot zurück, den Walfisch rückwärts an der Leine nachziehend wie einen erschöpften Hund.

„Halb-Kraft,“ kommandiert der Schütze. Der bebende Stahlschlag der Maschine verlangsamt sich, wird ruhig, überlegen. Hier gibt es ja nichts zu jagen, nur noch ein wenig gewartet, dann geht alles von selbst. Der Wirbel der Schraube wird langsamer, nicht weil sie müde ist, sondern weil sie gesiegt hat. (Schluß folgt.)

o o o

Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

Von Friedrich Rückert.

Denk an! Das Büblein ist einmal
Spazieren gangen im Wiesental;
Da wurd's müd gar sehr
Und sagt: ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Das ist das Bächlein geflossen kommen
Und hat 's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt
Und hat gesagt: So gefällt mir's jezt.

Aber was meinst du? Das Bächlein war kalt,
Das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hat's gefroren gar sehr,
Es jagt: Ich kann nicht mehr;

Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da ist das Schifflein geschwommen kommen,
Und hat 's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt
Und hat gesagt: Da gefällt mir's jezt.

Aber siehst du? Das Schifflein war schmal,
Das Büblein denkt: Da fall' ich einmal;
Da fürcht' es sich gar sehr
Und sagt: Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da ist die Schnecke gekrochen gekommen
Und hat 's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein
gesetzt
Und hat gesagt: Da gefällt mir's jezt.

Aber denk'! Die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein ging's langsam zu sehr;
Es sagt: Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da ist der Reiter geritten gekommen,
Der hat 's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten aufs Pferd
gesetzt
Und hat gesagt: So gefällt mir's jezt.

Aber gib acht! Das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geschwind;
Es hopft drauf hin und her
Und schreit: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen,
Und hat das Büblein mitgenommen;
Er hat's gehängt an einen Ast gar hoch,
Dort hängt das Büblein und zappelt noch.

„Ist denn das Büblein gestorben?“

„Nein! Es zappelt ja noch!
Morgen gehn wir naus und tun's runter.“

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Klara Jettin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. G. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.